

Emil, das Lachen, die Sprache und Karl Valentin

Autor(en): **Schwarz, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1983)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verkommen zu lassen. Und dies ausgerechnet in einem Zeitpunkt, da wir auf das differenzierte sprachliche Instrumentarium der Hochsprache angewiesen wären wie kaum je zuvor. Und wieso kam es eigentlich zu dieser teils lässigen, teils eher fahrlässigen Ausverkaufsstimmung und zum empfindlichen Schaden unserer sprachlichen Bestände? Ganz einfach deshalb, weil wir dem „Anpassungsdruck nach unten“ nachgeben zu müssen glaubten — der Anpassung an den populären sprachlichen Modetrend namens „Mundartwelle“.

Felix Renner

Emil, das Lachen, die Sprache und Karl Valentin

Emil ist lustig. Nicht nur die Schweiz, auch das deutsche Publikum lacht Tränen über ihn. Wenn man sich aber fragt, woran das liegen mag, dann merkt man an der Schwierigkeit, eine Antwort zu finden, daß die beiden ersten Aussagen zu einfach formuliert sind: Emil, das ist einmal der Luzerner Kabarettist Emil Steinberger, ein Komiker, ein Schauspieler, ein ernst zu nehmender Mensch jedenfalls, der es versteht, sein Publikum zum Lachen zu bringen. Andererseits ist Emil eine komische Figur, erfunden und gespielt von jenem Komiker. Wer über „Emil“ lacht, lacht über beide Emile, aber nicht auf gleiche Weise. Der Komiker will Lachen hervorrufen, ein Lachen, das ihn nicht verspottet, sondern im Gegenteil seiner schöpferischen Leistung Anerkennung zollt, ihm Sympathie und Geld einbringt. Dieses Lachen geht hervor aus dem Lachen über die komische Figur Emil, die gewiß kein Lachen auslösen will. Wird sie also ausgelacht? Wäre es so und wäre das schon alles, dann hätten wir es mit billiger Komik zu tun, denn was hat man schon davon, eine Figur auszulachen, die bloß erfunden ist?

Was sagen die Theoretiker des Lachens über das Komische? Es führt uns zu den „frühkindlichen Lustquellen“ zurück, die in der Erziehung, der „Sozialisation“, verschüttet worden sind (Lutz Röhrich) und entlastet uns so für Augenblicke vom „psychischen Aufwand“ (Sigmund Freud) des Erwachsenseins. Gleichzeitig aber lachen wir „aus der Perspektive eines normativen Bezugsrahmens“ (Michael Böhler). Wir geben mit unserem Lachen dem komischen Menschen zu verstehen, daß er mit seinen unangepaßten Handlungen zum „Einzelgänger“ geworden ist (Henri Bergson), und fordern ihn so auf, sich anzupassen, um in die Gemeinschaft zurückkehren zu dürfen. Kommen wir so der komischen

Figur Emil bei? Genügt es mit anderen Worten zu sagen, daß Emil sich stellvertretend für uns Dinge erlaubt, von denen wir bloß träumen, uns aber gleichzeitig durch unser eigenes Lachen über ihn zeigt, wohin es führen würde, gäben wir diesen Träumen nach? Daß es nicht genügt, hat bereits Werner Wollenberger festgestellt, für den es „ungeklärt bleibt, wie Emil solche Breitenwirkung erreicht“. Müssen wir unseren Erklärungsversuch also unverrichteter Dinge abbrechen? Wir wollen erst noch auf eine dreifache Hilfskonstruktion setzen. Die erste ist die Beschränkung auf eine einzelne, überschaubare Szene. Die zweite ist die Beschränkung auf das Sprachliche. Sie ist möglich, weil wir über Platten oder beim Lesen nicht weniger lachen als über den gefilmten oder „lebendigen“ Emil. Die dritte schließlich ist der Vergleich mit einer anderen, besser erforschten komischen Figur. Wenn wir sehen, daß Emils internationaler Erfolg 1975 in München begonnen hat, so drängt sich Karl Valentin geradezu auf. Ich vergleiche die Erlebnisse der beiden im Restaurant — Valentin als Vater und Firmpate im „Firmling“, Emil als „Gourmand“ oder auf gut (?) hochdeutsch „Feinschmecker“. Der bereits angeheiterte Vater ist mit seinem Firmling in ein viel zu teures Restaurant geraten. Die Bierbestellung wird zurückgewiesen:

„Kellner: Bedaure, Bier wird bei uns nicht verschenkt.

Vater: Mir wollns ja net gschenkt, mir zahlen ja.

Kellner: Ich meine, wir führen kein Bier, hier gib't's nur Wein — wir haben Weinzwang.

Vater: Na bringst halt zwoa Halbe Weinzwang.“

Valentin kann sich den sprachlichen Regeln des Hauses nicht anpassen. Sein Wortschatz im Umgang mit Kellnern beschränkt sich auf Speisen und Getränke und auf den Preis, den man dann dafür zu zahlen hat. So rutschen die Ausdrücke „verschenken“ und „Weinzwang haben“ zwangsläufig in diese beiden Schubladen, wo sie aber nicht hingehören. Die Szene endet mit Valentins Versuch, mit der Firmkerze Nudeln zu essen. Dem dabei entstehenden Durcheinander entziehen sich Vater und Sohn durch Flucht: „Ja, dann brauch ma nix zahl'n.“

Der Gourmand Emil hat im gleichfalls eher feinen, ihm aber offensichtlich nicht zu teuren Restaurant schon fast fertiggegessen, als ein neuer Gast erscheint. In dessen Speisekartenstudium schaltet er sich (in der schweizerhochdeutschen Fassung) mit den Worten „Wissen Sie nicht was nehmen?“ ein. Ungefragt empfiehlt er unter anderem das „Entrefilet“, ein „vorgelochtes“ Filet, bei dem „so kleine Böhnchen“ ins Entre gelegt sind. Um die einseitige Konversation in Gang zu halten, zählt er seine übrigen Lieblings-

beizen auf, nicht ohne umständlichst den Weg dorthin und die einschlägigen Spezialitäten zu beschreiben. Am Schluß stibitzt er dem anderen Gast etwas vom Teller und ruft mit verbranntem Mund ärgerlich: „Herr Ober, zahlen!“

In beiden Szenen werden wir Zeugen eines mißlungenen Versuches gesellschaftlicher Anpassung, was sich im mißlungenen Versuch sprachlicher Anpassung spiegelt. Valentin kann nicht mit dem Kellner, Emil nicht mit dem Gast eines besseren Restaurants umgehen. Beide suchen angesichts unbekannter Begriffe Halt in falschen Etymologien, was zu eulenspiegelhaftem Wörtlichnehmen führt. Beide entstammen auch einer vergleichbaren sozialen Schicht, wobei freilich der Firmpate in den Krisenjahren und der Gourmand in der Hochkonjunktur ins feine Restaurant gehen. Dieser Unterschied hat Folgen: der Valentinsche Vater weiß, daß er nicht „dazugehört“, daß der Firntag die große Ausnahme ist. Als auch sie mißlingt, rächt er sich (wenn auch unbewußt) an der Gruppe, die ihm die Zugehörigkeit verweigert. Der Kellner bleibt mit dem umgestürzten Tisch und der unbezahlten Rechnung zurück. Emil dagegen will sich für immer anpassen. Seine Unbewußtheit besteht darin, daß er meint, das sei ihm längst schon gelungen. So wird ihm auch sein in allen Emilschen Szenen neues Scheitern nie bewußt. Das ist möglich, weil „die andere Seite“ immer passiv bleibt und Emil die Zugehörigkeit durch bloßes Ausweichen verweigert. Der stibitzte Bissen ist zu wenig heiß, um Emil einsichtig zu machen; er ist zu klein, um den anderen Gast aus der höflichen Reserve zu locken. Valentin wird nie mehr in so eine Gastwirtschaft gehen, obwohl er gratis gegessen und getrunken hat; Emil wird stets in solche Wirtschaften gehen, obwohl er sich den Mund verbrannt hat.

Kehren wir jetzt zur Theorie des Komischen zurück, so sehen wir, daß sowohl Valentin wie auch Emil solche kindischen Außenseiter sind, über die wir am sichersten lachen. Valentins Spezialität ist es nun, den „normativen Bezugsrahmen“, von dem aus wir lachen, in Frage zu stellen: am Schluß hat sicher er die Lacher auf seiner Seite, und nicht etwa der korrekte Kellner, der bloß den Schaden hat. Emil dagegen ist stets zu jenem normativen Bezugsrahmen, zur Gemeinschaft, unterwegs, ohne Fortschritt, ohne Hoffnung auf einen Erfolg, den er längst errungen wähnt. Der „Witz“ besteht nun darin, daß es bei Emil diesen Bezugsrahmen vielleicht gar nicht gibt, wie es ja den „anderen Gast“ in seinem Monolog weder lebendig auf der Bühne noch sprachlich auf der Platte oder im Buch gibt. Die Folgen, die daraus zu ziehen wären, läßt Emil in der Schwebe. Glücklicherweise. Denn erst, wo der Verstand nicht mehr entscheiden kann, fängt das Lachen an.

Alexander Schwarz